

**Henning Mankell**

**Der Mann mit der Maske**

*(Originaltitel: Sprickan)*

*Aus dem Schwedischen von Wolfgang Butt*

Wallander sah auf die Uhr. Es war Viertel vor fünf. Er saß in seinem Dienstzimmer im Polizeipräsidium von Malmö. Es war Heiligabend 1975. Die beiden Kollegen, mit denen er das Büro teilte, Stefansson und Hörner, hatten frei. Er selbst wollte in einer knappen Stunde Feierabend machen. Er stand auf und stellte sich ans Fenster. Es regnete. Auch in diesem Jahr würde es keine weiße Weihnacht geben. Er blickte abwesend hinaus, bis die Scheibe anfang zu beschlagen. Dann gähnte er. Seine Kiefer knackten. Vorsichtig schloß er den Mund. Manchmal, wenn er richtig herzhaft gähnte, kam es vor, daß er einen Krampf in einem Muskel unter dem Kinn bekam.

Er ging zurück zum Schreibtisch und setzte sich. Es lagen ein paar Papiere darauf, um die er sich im Moment nicht zu kümmern brauchte. Er lehnte sich im Stuhl zurück und dachte mit Wohlbehagen an die dienstfreien Tage, die er vor sich hatte. Fast eine ganze Woche. Erst Silvester mußte er wieder zum Dienst. Er legte die Füße auf den Tisch, nahm eine Zigarette und zündete sie an. Sofort musste er husten. Er hatte beschlossen aufzuhören. Es war kein Vorsatz zum neuen Jahr; er kannte sich selbst viel zu gut, um zu glauben, daß das gelingen könnte. Er brauchte eine lange Vorlaufzeit. Aber dann, eines Morgens würde er erwachen und wissen, daß dies der letzte Tag war, an dem er eine Zigarette anzündete.

Er schaute wieder zur Uhr. Eigentlich konnte er jetzt schon gehen. Es war ein ungewöhnlich ruhiger Dezember gewesen. Die Kriminalpolizei in Malmö hatte zur Zeit keine schweren Gewaltverbrechen aufzuklären. Für die Familienstreitigkeiten, die normalerweise während der Weihnachtstage auftraten, waren andere zuständig.

Wallander nahm die Füße vom Tisch und rief Mona zu Hause an. Sie nahm fast sofort ab.

„Hier ist Kurt.“

„Nun sag bloß nicht, daß du später kommst.“

Seine Verärgerung kam wie aus dem Nichts. Er konnte sie nicht verbergen.

„Ich rufe nur an, um zu sagen, daß ich jetzt schon nach Hause komme. Aber wahrscheinlich war das ein Fehler.“

„Warum bist du gleich sauer?“

„Ich sauer?“

„Du hörst doch, was ich sage.“

„Ich höre, was du sagst. Aber hörst du mich auch? Daß ich tatsächlich anrufe, um zu sagen, daß ich bald nach Hause komme?“

„Fahr bloß vorsichtig.“

Das Gespräch war zu Ende. Wallander blieb mit dem Telefonhörer in der Hand sitzen. Dann knallte er ihn hart auf die Gabel.

Wir können nicht einmal mehr am Telefon miteinander reden, dachte er aufgebracht. Mona fängt aus dem geringsten Anlaß Streit an. Und sie würde vermutlich dasselbe über mich sagen.

Er blieb noch sitzen und sah dem Rauch nach, der zur Decke aufstieg. Er merkte, daß er versuchte, den Gedanken an Mona und sich selbst auszuweichen.

Und an ihre Streitereien, die immer alltäglicher wurden. Aber es gelang ihm nicht. Immer häufiger dachte er, daß er am liebsten allem aus dem Weg gehen würde. Daß es ihre fünfjährige Tochter Linda war, die ihre Ehe zusammenhielt. Aber er wehrte sich dagegen. Der Gedanke an ein Leben ohne Mona und Linda war ihm unerträglich.

Er dachte auch, daß er noch nicht einmal dreißig Jahre alt war. Er wußte, daß er die Voraussetzungen hatte, ein guter Polizist zu werden. Wenn er wollte, könnte er bei der Polizei eine glänzende Karriere machen. Seit sechs Jahren arbeitete er in diesem Beruf, und seine rasche Beförderung zum Kriminalassistenten bestärkte ihn in dieser Vorstellung. Auch wenn er häufig das Gefühl hatte, nicht gut genug zu sein. Aber war es das eigentlich, was er wollte? Mona hatte oft versucht, ihn zu überreden, sich bei einer der Wachgesellschaften zu bewerben, die in Schweden immer üblicher wurden. Sie schnitt Annoncen aus und meinte, er würde bedeutend besser verdienen. Seine Arbeitszeiten würden regelmäßiger

sein. Aber er wußte, daß sie im Innersten an ihn appellierte, den Beruf zu wechseln, weil sie Angst hatte. Angst, daß ihm wieder etwas zustoßen könnte.

Er trat erneut ans Fenster. Blickte durch die beschlagene Scheibe über Malmö. Es war sein letztes Jahr hier. Zum Sommer würde er in Ystad anfangen. Sie waren schon dorthin gezogen. Seit September wohnten sie in einer Wohnung im Zentrum. In der Mariagata. Wallander fühlte, daß er eine Veränderung brauchte. Daß sein Vater seit einigen Jahren in Österlen wohnte, war ein Grund mehr für sie, nach Ystad zu ziehen. Wichtiger war aber, daß es Mona gelungen war, einen günstigen Damenfrisiersalon zu erstehen. Außerdem wollte sie, daß Linda in einer kleineren Stadt als Malmö aufwachsen sollte.

Sie hatten den Umzug in eine Kleinstadt eigentlich nie in Frage gestellt. Auch wenn es Wallanders Karriere vielleicht nicht dienlich sein würde, die Großstadt zu verlassen.

Er war bei verschiedenen Gelegenheiten ins Polizeipräsidium von Ystad gekommen und hatte sich mit seinen zukünftigen Kollegen bekannt gemacht. Vor allem hatte er einen Polizeibeamten in mittleren Jahren namens Rydberg schätzen gelernt.

Wallander hatte vorab hartnäckige Gerüchte gehört, dieser Rydberg sei ein barscher und abweisender Mensch. Sein Eindruck war vom ersten Moment an ein anderer gewesen. Rydberg war zweifellos ein Mann, der seine eigenen Wege ging. Aber Wallander war vor allem beeindruckt von seiner großen Fähigkeit, mit wenigen Worten ein Verbrechen exakt zu beschreiben und zu analysieren.

Er ging zum Schreibtisch zurück und drückte die Zigarette aus. Es war Viertel nach fünf. Jetzt konnte er fahren. Er nahm seine Jacke vom Haken an der Wand. Er würde langsam und vorsichtig nach Hause fahren.

Vielleicht hatte er am Telefon sauer und unfreundlich geklungen, ohne es zu merken? Er war müde. Er brauchte die freien Tage. Mona würde es verstehen, wenn er nur erst Zeit hatte, es zu erklären.

Er zog die Jacke an und fühlte nach, ob er die Schlüssel zu seinem Peugeot in der Tasche hatte.

An der Wand, gleich neben der Tür, hing ein kleiner Rasierspiegel. Wallander betrachtete sein Gesicht. Er war zufrieden mit dem, was er sah. Bald würde er dreißig werden. Aber im Spiegel sah er ein Gesicht, das wesentlich jünger wirkte.

Im gleichen Augenblick wurde die Tür geöffnet. Es war Hemberg, sein unmittelbarer Vorgesetzter, seit er zur Mordkommission gewechselt war. Wallander arbeitete meistens gut mit ihm zusammen. Wenn es zwischen ihnen einmal Probleme gab, lag das fast ausschließlich an Hembergs heftigem Temperament.

Wallander wußte, daß Hemberg sowohl Weihnachten als auch Neujahr Dienst tun würde. Weil er Junggeselle war, hatte er seine freien Tage mit einem Kollegen getauscht, der eine Familie mit vielen Kindern hatte.

„Ich habe mich gerade gefragt, ob du noch da bist“, sagte Hemberg.

„Ich wollte eben gehen“, erwiderte Wallander. „Ich hatte vor, eine halbe Stunde früher abzuhausen.“

„Von mir aus“, sagte Hemberg.

Aber Wallander war sofort klar, daß Hemberg aus einem bestimmten Grund in sein Zimmer gekommen war.

„Was wolltest du denn?“, fragte er.

Hemberg zuckte mit den Schultern. „Du wohnst doch jetzt in Ystad“, begann er, „und deswegen dachte ich, du könntest vielleicht unterwegs mal kurz anhalten. Ich habe im Moment ein bißchen wenig Leute. Und an der Sache ist bestimmt sowieso nichts dran.“

Wallander wartete ungeduldig auf die Fortsetzung.

„Eine Frau hat heute nachmittag ein paarmal angerufen. Sie hat ein kleines Lebensmittelgeschäft bei dem Möbelhaus, unmittelbar in der Nähe des letzten Rondells bei Jägersro. Neben der OK-Tankstelle.“

Wallander wußte, wo es war.

Hemberg warf einen Blick auf den Zettel in seiner Hand.

„Sie heißt Elma Hagman und ist der Stimme nach schon ziemlich alt. Sie sagte, daß sich bereits den ganzen Nachmittag eine sonderbare Person vor ihrem Laden herumtreibe.“

Wallander wartete vergeblich auf eine Fortsetzung. „Ist das alles?“

Hemberg machte eine vielsagende Geste mit den Armen. „Es sieht so aus. Sie hat gerade wieder angerufen. Und da bist du mir plötzlich eingefallen.“

„Ich soll also kurz anhalten und mit ihr reden?“

Hemberg warf einen Blick auf die Uhr. „Sie wollte um sechs Uhr zumachen. Du würdest gerade noch rechtzeitig kommen. Ich nehme an, sie hat sich nur etwas eingebildet. Aber du kannst sie ja zumindest beruhigen. Und ihr frohe Weihnachten wünschen.“

Wallander überlegte. Es würde ihn höchstens zehn Minuten kosten, bei dem Laden anzuhalten und festzustellen, ob alles in Ordnung war.

„Ich rede mit ihr“, sagte er. „Immerhin bin ich ja noch im Dienst.“

Hemberg nickte. „Frohe Weihnachten“, sagte er. „Wir sehen uns dann Silvester.“

„Hoffentlich wird es ein ruhiger Abend“, sagte Wallander.

„Zur Nacht hin beginnen die Streitereien“, erwiderte Hemberg düster. „Wir können nur hoffen, daß die Leute nicht allzu gewalttätig werden. Und daß nicht allzu vielen erwartungsfrohen Kindern die Freude genommen wird.“

Sie trennten sich im Korridor. Wallander eilte zu seinem Wagen, den er an diesem Tag vor dem Polizeipräsidium geparkt hatte. Es regnete jetzt stärker. Er legte eine Kassette ein und drehte die Lautstärke hoch. Die Stadt um ihn her glitzerte von erleuchteten Schaufenstern und Straßendekorationen. Jussi Björlings Stimme erfüllte seinen Wagen. Er freute sich wirklich auf die freien Tage, die vor ihm lagen.

Als er sich dem letzten Kreisverkehr vor der Abfahrt nach Ystad näherte, hätte er beinahe vergessen, worum Hemberg ihn gebeten hatte. Er mußte heftig bremsen und die Fahrbahn wechseln. Dann bog er beim Möbelhaus, das schon geschlossen hatte, ab. Auch die Tankstelle war verlassen. Aber die Fenster des Lebensmittelgeschäfts direkt hinter der Werkstatthalle waren noch erleuchtet. Wallander

hielt und stieg aus. Die Schlüssel ließ er stecken. Er warf die Tür so nachlässig zu, daß das Licht im Wagen nicht ausging. Er kehrte nicht um. Sein Besuch würde nur ein paar Minuten dauern.

Es regnete immer noch sehr stark. Er blickte sich langsam um. Es war niemand zu sehen. Das Brausen der Autos drang schwach herüber. Er fragte sich, wie ein Tante Emma-Laden in einem Gewerbegebiet überleben konnte, das fast ausschließlich aus Kaufhäusern und Handwerksbetrieben bestand. Ohne eine Antwort gefunden zu haben, eilte er durch den Regen und öffnete die Tür.

Als er den Laden betrat, wußte er sofort, daß etwas nicht in Ordnung war.

Etwas stimmte nicht. Ganz und gar nicht.

Was ihn so unmittelbar reagieren ließ, wußte er selbst nicht. Er blieb an der Tür stehen. Der Laden war leer. Kein Mensch. Und es war still.

Zu still, dachte er nervös. Zu still, und zu ruhig. Wo war Elma Hagman?

Vorsichtig trat er an die Theke. Beugte sich hinüber und schaute auf den Fußboden dahinter. Leer. Die Kasse war zu. Das Schweigen um ihn her war ohrenbetäubend. Er dachte, daß er jetzt eigentlich den Laden verlassen sollte. Und nach Verstärkung rufen. Sie müßten mindestens zu zweit sein. Ein Polizist allein durfte nicht eingreifen.

Aber er verwarf den Gedanken, daß etwas nicht stimmte. Er konnte sich nicht unentwegt von seinen Gefühlen leiten lassen.

„Ist hier jemand?“ rief er. „Frau Hagman?“

Keine Antwort.

Er ging um die Theke herum. Die Tür dahinter war geschlossen. Er klopfte. Immer noch keine Antwort. Er drückte langsam die Klinke herunter. Die Tür war unverschlossen. Vorsichtig schob er sie auf. Im Zimmer vor ihm lag eine Frau ausgestreckt auf dem Bauch. Daneben ein umgestürzter Stuhl. Um das zur Seite gewandte Gesicht der Frau war Blut auf dem Fußboden. Wallander zuckte zusammen, obwohl er im Innersten erwartet hatte, daß etwas geschehen war. Das Schweigen war zu massiv. Er drehte sich um. Im selben Moment erkannte er, daß jemand hinter ihm stand. Er vollführte die Drehung und duckte sich. Vage

nahm er einen Schatten wahr, der mit großer Wucht auf ihn zukam. Dann wurde es dunkel.

Als er die Augen wieder aufschlug, wußte er sofort, wo er sich befand. Er saß auf dem Fußboden hinter der Theke. Sein Kopf dröhnte, ihm war übel.

Etwas Dunkles war auf ihn zugekommen. Ein Schatten, der ihn hart am Kopf getroffen hatte. Das war seine letzte Erinnerung. Sie war sehr klar. Er versuchte aufzustehen, aber es gelang ihm nicht. Ein Tau war um seine Arme und Beine geschlungen und hielt ihn an etwas fest. An etwas hinter seinem Rücken, das er nicht sehen konnte.

Das Tau kam ihm bekannt vor. Dann wurde ihm klar, daß es sein eigenes Abschleppseil war, das immer im Kofferraum seines Wagens lag.

Plötzlich kamen die Erinnerungsbilder zurück. Er hatte eine tote Frau im Büro entdeckt. Höchstwahrscheinlich war es Elma Hagman. Dann hatte ihm jemand einen Schlag auf den Kopf versetzt und ihn anschließend mit seinem eigenen Abschleppseil gefesselt. Er blickte sich um und horchte. Jemand mußte in der Nähe sein. Jemand, vor dem er allen Grund hatte Angst zu haben. Die Übelkeit kam und ging in Wellen. Er versuchte, das Abschleppseil zu dehnen. Konnte er sich losmachen? Er horchte weiter angespannt. Es war immer noch sehr still. Aber es war eine andere Stille. Nicht die, die ihm begegnet war, als er den Laden betrat. Er ruckte an seinen Fesseln. Sie saßen nicht besonders fest, aber seine Arme und Beine waren so verdreht, daß er seine Kraft kaum nutzen konnte.

Er hatte Angst. Was hatte Hemberg gesagt? Elma Hagman habe angerufen und von einer sonderbaren Person gesprochen, die sich in der Nähe ihres Ladens aufhielt. Sie hatte also recht gehabt. Wallander zwang sich, ruhig zu denken. Mona wußte, daß er auf dem Weg nach Hause war. Wenn er nicht käme, würde sie sich Sorgen machen und in Malmö anrufen. Hemberg würde dann sofort daran denken, daß er Wallander zu Elma Hagmans Laden geschickt hatte. Dann würde es nicht mehr lange dauern, bis die Streifenwagen hier wären.



Wallander horchte. Alles war still. Er streckte sich und versuchte zu sehen, ob die Kasse aufgebrochen war. Um etwas anderes als einen Raubmord konnte es sich ja kaum handeln. War die Kasse offen, hatte der Räuber zudem mit großer Sicherheit das Weite gesucht. Wallander streckte sich, so weit er konnte, aber er vermochte nicht zu erkennen, ob die Kasse geöffnet oder geschlossen war.

Dennoch war er überzeugt davon, daß er sich jetzt allein mit der toten Besitzerin in dem Laden befand.

Der Mann, der sie ermordet und ihn niedergeschlagen hatte, mußte bereits verschwunden sein. Mit größter Wahrscheinlichkeit hatte er Wallanders Wagen genommen, denn er hatte den Schlüssel stecken lassen.

Wallander zerrte wieder an seinen Fesseln. Nachdem er die Arme und Beine soweit gestreckt hatte, wie es ihm möglich war, wurde ihm klar, daß er sich auf sein linkes Bein konzentrieren mußte. Wenn er das Bein noch stärker hin und her bewegte, konnte er das Seil lockern und vielleicht loskommen. Das wiederum würde bedeuten, daß er sich umdrehen und nachschauen könnte, wie er an der Wand festgebunden war.

Er merkte, daß ihm der Schweiß ausbrach. Ob es die Anstrengung war oder die Angst, konnte er nicht sagen. Vor sechs Jahre war er niedergestochen worden. Damals war alles so schnell gegangen, daß er überhaupt nicht hatte reagieren und sich wehren können. Das Messer war unmittelbar neben dem Herzen in seine Brust gedrungen. Damals war die Angst erst hinterher gekommen. Diesmal war sie von Anfang an da. Er versuchte sich einzureden, daß nichts mehr passieren würde. Früher oder später würde er sich befreien, früher oder später würde man auch anfangen, nach ihm zu suchen.

Einen Augenblick ließ er von seinen Anstrengungen ab, das linke Bein zu befreien. Sofort schlug die Absurdität der Situation über ihm zusammen. Eine alte Frau wurde an Heiligabend kurz vor Ladenschluß in ihrem Geschäft ermordet. Die Brutalität war auf erschreckende Weise unwirklich. Solche Dinge passierten in Schweden ganz einfach nicht. Schon gar nicht am Heiligabend.

Wieder zerrte und ruckte er an seinen Fesseln. Es ging langsam, aber er hatte das Gefühl, daß das Seil nicht mehr ganz so fest saß. Es gelang ihm mit großer Mühe, den Arm so zu drehen, daß er auf die Uhr sehen konnte. Neun Minuten nach Sechs. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis Mona unruhig würde. Noch eine halbe Stunde, und sie würde sich Sorgen machen. Spätestens um halb acht würde sie in Malmö anrufen.

Wallander wurde in seinen Gedanken unterbrochen. Er hatte irgendwo in der Nähe ein Geräusch gehört. Er hielt den Atem an und lauschte. Dann hörte er es wieder. Ein scharrendes Geräusch. Er hatte es schon vorher gehört. Es war die Ladentür. Er hatte das gleiche Geräusch verursacht, als er selbst den Laden betreten hatte. Jemand war auf dem Weg herein. Jemand, der sehr leise ging. Dann entdeckte er den Mann.

Er stand neben der Theke und schaute auf ihn herunter.

Er hatte eine schwarze Maske über den Kopf gezogen und trug eine dicke Jacke und Handschuhe. Er war mittelgroß und wirkte mager. Er stand vollkommen reglos. Wallander versuchte seine Augen zu sehen. Aber das Licht von der Neonlampe an der Decke war ihm dabei keine Hilfe. Er konnte nichts erkennen. Nur zwei dunkle Löcher.

In der Hand hielt der Mann ein Eisenrohr.

Er stand unbeweglich da.

Wallander fühlte sich klein und hilflos. Er konnte höchstens rufen. Das war alles. Und es wäre sinnlos. Es war niemand in der Nähe. Niemand würde ihn hören. Der ver mummt e Mann betrachtete ihn unverwandt.

Dann drehte er sich hastig um und verschwand. Wallander fühlte sein Herz in der Brust hämmern. Er versuchte Geräusche auszumachen. Die Tür? Aber er hörte nichts. Der Mann befand sich also noch im Laden.

Wallander dachte fieberhaft nach. Warum ging der Mann nicht? Warum blieb er? Worauf wartete er?

Er ist von draußen gekommen, dachte Wallander. Er ist in den Laden zurückgekommen. Er wollte kontrollieren, ob ich noch da bin, wo er mich niedergeschlagen und gefesselt hat.

Wallander versuchte den Gedanken zu Ende zu denken. Die ganze Zeit über lauschte er.

Ein maskierter Mann mit Handschuhen begeht einen Raubüberfall, ohne erkannt zu werden. Er hat sich Elma Hagmans einsamen Laden ausgesucht. Warum er sie erschlagen hat, bleibt unbegreiflich. Sie kann ihm keinen Widerstand geleistet haben. Er macht auch nicht den Eindruck, nervös zu sein oder unter Drogen zu stehen.

Der Überfall ist geschehen, und trotzdem bleibt er da. Er flieht nicht. Bleibt da. Wartet.

Wallander begriff, daß irgend etwas nicht stimmen konnte. Es war kein gewöhnlicher Raubüberfall, in den er geraten war. Warum floh der Mann nicht? Stand er unter Schock? Er hatte wahrscheinlich nicht damit gerechnet, einen Menschen zu töten. Oder, daß jemand so kurz vor Ladenschluß an Heiligabend noch hereinkam.

Wallander wußte, daß es wichtig war, eine Antwort auf diese Fragen zu finden. Aber es passte alles nicht zusammen.

Wallander sagte sich, daß ein weiterer Umstand von Bedeutung war.

Der maskierte Mann wußte nicht, daß er Polizist war.

Er hatte keine Veranlassung gehabt, etwas anderes zu glauben, als daß ein später Kunde in den Laden gekommen war. Ob das nun von Vorteil oder Nachteil war, konnte Wallander nicht beurteilen.

Er versuchte das linke Bein zu strecken. Den Durchgang zur Theke behielt er, so gut es ging, im Auge. Der verummte Mann war dort irgendwo im Hintergrund. Und er bewegte sich lautlos. Das Abschleppseil begann sich zu lockern. Wallanders Hemd war naß geschwitzt. Mit einer gewaltigen Anstrengung gelang es ihm, das Bein frei zu bekommen. Er blieb reglos sitzen. Dann wandte er sich vorsichtig um. Das Seil war um die Stütze eines Wandregals gezogen. Wallan-

der wurde klar, daß er sich nicht befreien könnte, ohne gleichzeitig das Regal umzureißen. Dagegen konnte er jetzt das freie Bein benutzen, um das andere Bein Stück für Stück aus den Fesseln zu befreien. Er warf einen Blick auf die Uhr. Es waren sieben Minuten vergangen, seit er zuletzt auf die Uhr geschaut hatte. Noch hatte Mona nicht in Malmö angerufen. Es war fraglich, ob sie überhaupt schon angefangen hatte sich Sorgen zu machen. Wallander zerrte weiter. Jetzt gab es kein zurück mehr. Wenn der Mann mit der Maske zu ihm hinsah, würde er sofort entdecken, daß Wallander im Begriff war sich zu befreien, und Wallander hätte keine Möglichkeit, sich zu verteidigen.

Er arbeitete so schnell und lautlos wie er konnte. Beide Beine waren jetzt frei. Kurz darauf auch der linke Arm. Jetzt blieb nur noch der rechte. Dann konnte er aufstehen. Was er dann tun würde, wußte er nicht. Eine Waffe hatte er nicht bei sich. Er mußte sich mit bloßen Händen verteidigen, falls er angegriffen wurde. Aber er hatte das Gefühl bekommen, daß der Mann mit der Maske nicht besonders groß oder kräftig war. Außerdem wäre er nicht vorbereitet. Der Überraschungseffekt war Wallanders Waffe. Sonst nichts. Und er würde den Laden so schnell wie möglich verlassen. Er würde den Kampf nicht unnötig in die Länge ziehen. Allein konnte er nichts machen. Er mußte unbedingt Kontakt mit Hemberg im Polizeipräsidium aufnehmen.

Seine rechte Hand war jetzt frei. Das Abschleppseil lag neben ihm. Wallander merkte, daß seine Gelenke schon steif geworden waren. Er richtete sich vorsichtig auf die Knie auf und schaute um die Theke herum.

Der Mann mit der Maske kehrte ihm den Rücken zu.

Wallander konnte jetzt zum ersten Mal die ganze Gestalt des Mannes sehen. Sein Eindruck stimmte. Der Mann war wirklich sehr mager. Er trug dunkle Jeans und weiße Turnschuhe.

Er stand vollkommen unbeweglich da. Der Abstand betrug höchstens drei Meter. Wallander könnte sich auf ihn werfen und ihm einen Schlag ins Genick versetzen. Das müßte reichen, um anschließend aus dem Laden herauszukommen. Dennoch zögerte er.

Im gleichen Augenblick entdeckte er das Eisenrohr. Es lag auf einem Regal neben dem Mann.

Wallander zögerte nicht mehr. Ohne Waffe könnte der Mann mit der Maske sich nicht verteidigen. Langsam begann er sich aufzurichten. Der Mann reagierte nicht. Wallander stand jetzt aufrecht.

Genau in dem Moment fuhr der Mann herum. Wallander warf sich auf ihn. Der Mann trat einen Schritt zur Seite. Wallander stieß gegen ein Regal, das hauptsächlich mit Knäckebrötchen und Zwieback gefüllt war. Aber er stürzte nicht, es gelang ihm, sich auf den Beinen zu halten. Er drehte sich um und wollte den Mann packen. Aber mitten in der Bewegung erstarrte er.

Der maskierte Mann hatte eine Pistole in der Hand. Er hielt sie ruhig auf Wallanders Brust gerichtet.

Dann hob er langsam den Arm, bis die Waffe genau auf Wallanders Stirn zeigte. Einen schwindelerregenden Moment lang dachte Wallander, er würde sterben. Einmal hatte er einen Messerstich überlebt. Aber die Pistole, die jetzt auf seine Stirn gerichtet war, würde ihn nicht verfehlen. Er würde sterben. An Heiligabend. In einem Lebensmittelgeschäft am Rande von Malmö. Einen vollkommen sinnlosen Tod, mit dem Mona und Linda von nun an leben müßten.

Unwillkürlich schloß er die Augen. Vielleicht um nicht hinsehen zu müssen. Oder um sich unsichtbar zu machen. Doch dann schlug er sie wieder auf. Die Pistole war immer noch auf seine Stirn gerichtet.

Wallander konnte seinen eigenen Atem hören. Jedes Ausatmen klang wie ein Stöhnen. Der Mann, der die Pistole auf ihn gerichtet hielt, atmete vollkommen lautlos. Er schien von der Situation völlig unberührt zu sein.

Wallander starrte abwechselnd auf die Pistole und die Maske mit den dunklen Löchern. „Nicht schießen“, sagte er und hörte, daß seine Stimme brüchig und stammelnd klang.

Der Mann reagierte nicht.

Wallander streckte die Hände vor. Er hatte keine Waffe. Er hatte nicht die Absicht, Widerstand zu leisten.

„Ich wollte nur einkaufen“, sagte Wallander. Dann zeigte er auf eines der Regale. Er achtete genau darauf, daß die Handbewegung nicht zu ruckhaft war.

„Ich war auf dem Heimweg“, sagte er. „Sie warten zu Hause. Ich habe eine Tochter. Sie ist fünf Jahre alt.“

Der Mann antwortete nicht. Wallander konnte überhaupt keine Reaktion erkennen.

Er versuchte, zu denken. Vielleicht war es doch falsch, sich als ein verspäteter Kunde auszugeben? Vielleicht sollte er lieber die Wahrheit sagen? Daß er Polizist war und herbeordert worden war, weil Elma Hagman angerufen und erzählt hatte, daß ein unbekannter Mann um ihren Laden strich?

Er wußte es nicht. Die Gedanken wirbelten durch seinen Kopf. Aber sie kehrten immer wieder zum selben Ausgangspunkt zurück.

*Warum haut er nicht ab? Worauf wartet er?*

Plötzlich machte der Mann einen Schritt zurück. Die Pistole wies weiterhin auf Wallanders Kopf. Mit dem Fuß zog er einen kleinen Hocker heran. Dann deutete er mit der Pistole darauf, die er anschließend sofort wieder auf Wallander richtete.

Wallander begriff, daß er sich setzen sollte. Wenn er mich nur nicht wieder fesselt, dachte er. Wenn es bei Hembergs Auftauchen zu einem Schußwechsel kommt, will ich nicht gefesselt hier sitzen.

Er ging langsam vor und setzte sich auf den Hocker. Der Mann war ein paar Schritte zurückgetreten. Als Wallander sich gesetzt hatte, steckte er die Pistole in seinen Gürtel.

Er weiß, daß ich die tote Frau gesehen habe, dachte Wallander. Er war irgendwo hier im Laden, ohne daß ich ihn entdeckt habe. Deswegen hält er mich hier fest. Er wagt es nicht, mich gehen zu lassen. Deswegen hatte er mich gefesselt.

Wallander überlegte, ob er sich auf den Räuber stürzen und dann aus dem Laden rennen sollte. Aber da war die Waffe. Und die Ladentür war wahrscheinlich inzwischen verschlossen. Wallander verwarf den Gedanken. Der Mann machte den Eindruck, als beherrsche er die Situation vollständig.

Bisher hat er noch nichts gesagt, dachte Wallander. Es ist immer leichter, sich auf einen Menschen einzustellen, wenn man seine Stimme gehört hat. Aber dieser Mann hier ist stumm.

Wallander machte eine langsame Kopfbewegung. Als sei sein Nacken steif geworden. In Wirklichkeit wollte er einen Blick auf seine Armbanduhr werfen.

Fünf nach halb sieben. Jetzt müßte Mona unruhig werden. Vielleicht war sie schon unruhig geworden. Aber ich kann nicht damit rechnen, daß sie schon angerufen hat. Es ist noch zu früh. Sie ist viel zu sehr daran gewöhnt, daß ich später komme.

„Ich weiß nicht, warum Sie mich hier festhalten wollen“, sagte Wallander. „Ich weiß nicht, warum Sie mich nicht gehen lassen.“

Keine Antwort. Der Mann zuckte zusammen, sagte aber nichts.

Für ein paar Minuten war Wallanders Angst verflogen, aber jetzt kam sie mit voller Kraft zurück.

Irgendwie muß der Mann verrückt sein, dachte Wallander. Er beraubt am Heiligabend einen Laden, erschlägt eine wehrlose alte Frau, fesselt mich und bedroht mich mit einer Pistole.

Und er flieht nicht. Vor allem das. Er bleibt einfach da.

Das Telefon neben der Kasse begann zu klingeln. Wallander fuhr zusammen.

Aber der Mann mit der Maske blieb unberührt. Er schien nicht zu hören.

Es klingelte weiter.

Der Mann stand reglos.

Wallander versuchte sich vorzustellen, wer der Anrufer sein könnte. Jemand, der sich fragte, warum Elma Hagman nicht nach Hause kam? Das war am wahrscheinlichsten. Sie hätte jetzt längst ihren Laden geschlossen. Es war Weihnachten. Irgendwo saß ihre Familie und wartete.

Wallander fühlte, wie Empörung in ihm aufwallte. Sie war so stark, daß sie seine Angst verdrängte. Wie konnte man eine alte Frau so brutal töten? Was war hier in Schweden eigentlich los?

Sie sprachen oft darüber im Polizeipräsidium, beim Essen, oder wenn sie Kaffee tranken. Oder wenn sie eine Ermittlung kommentierten, an der sie arbeiteten. Was ging eigentlich um sie her vor? Ein unterirdischer Riß war plötzlich in der schwedischen Gesellschaft aufgebrochen. Empfindliche Seismographen registrierten ihn. Aber woher kam er? Daß die Kriminalität sich ständig veränderte, war an sich nichts Bemerkenswertes. Wie einer von Wallanders Kollegen es einmal ausgedrückt hatte: Früher hat man Trichtergrammophone gestohlen, aber keine Autoradios. Aus dem einfachen Grunde, weil es sie damals noch nicht gab. Aber der Riß, der sich aufgetan hatte, war von anderer Art. Er hatte mit der zunehmenden Gewalt zu tun. Einer Brutalität, die nicht danach fragte, ob sie notwendig war oder nicht.

Und jetzt befand sich Wallander selbst mitten in diesem Riß. Am Heiligabend. Vor ihm stand ein vermummter Mann mit einer Pistole im Gürtel. Und ein paar Meter hinter ihm lag eine tote Frau.

Es gab keinerlei Logik in dem Ganzen. Wenn man lange und hartnäckig genug suchte, fand sich meistens ein nachvollziehbares Moment. Aber hier nicht. Man erschlug nicht eine Frau mit einem Eisenrohr in einem abseits gelegenen Geschäft, außer es war absolut notwendig. Oder sie leistete heftigen Widerstand. Doch vor allem blieb man nicht anschließend mit einer Maske über dem Kopf da und wartete. Worauf auch immer.

Das Telefon klingelte wieder. Wallander war jetzt davon überzeugt, daß jemand Elma Hagman vermißte. Jemand, der unruhig zu werden begann.

Er versuchte sich vorzustellen, was in dem Mann mit der Maske vorging. Aber der Kerl bewegte sich nicht und schwieg weiter. Seine Arme hingen herunter.

Das Klingeln hörte auf. Eine der Neonröhren begann zu flackern.

Wallander merkte plötzlich, daß er dasaß und an Linda dachte. Er sah sich selbst in der Tür der Wohnung in der Mariagata stehen und sich darüber freuen, wie sie ihm entgegenlief.



Was für eine wahnsinnige Situation, dachte er. Wieso sitze ich hier auf einem Hocker mit einer dicken Beule im Nacken? Mir ist kotzübel, und ich habe Angst. Die einzigen Kopfbedeckungen, die man zu dieser Jahreszeit tragen sollte, sind Weihnachtsmannmützen. Sonst keine.

Er drehte wieder den Kopf. Es war inzwischen neunzehn Minuten vor sieben. Jetzt rief Mona bestimmt an und wollte wissen, wo er bliebe. Und sie würde nicht klein begeben. Sie war hartnäckig. Schließlich würde das Gespräch bei Hemberg landen, der sofort Alarm schlagen würde. Mit größter Wahrscheinlichkeit würde er die Sache selbst in die Hand nehmen. Wenn man befürchtete, daß einem Polizisten etwas zugestoßen war, scheute man keine Mittel. Dann zögerten nicht einmal die höheren Vorgesetzten, sich unmittelbar ins Geschehen zu stürzen.

Wallander fühlte seine Übelkeit zurückkehren. Außerdem mußte er bald aufs Klo.

Gleichzeitig war ihm bewußt, daß er nicht mehr lange untätig bleiben konnte. Es gab nur eine Möglichkeit. Das wußte er. Er mußte mit dem Mann sprechen, der sein Gesicht hinter der schwarzen Maske verbarg.

„Ich bin in Zivil“, begann er, „aber ich bin Polizist. Das Beste ist, Sie geben auf. Legen Sie die Waffe weg. In ein paar Minuten wird es hier draußen von Streifenwagen wimmeln. Sie sollten wirklich aufgeben und es nicht noch schlimmer machen, als es sowieso schon ist.“

Wallander hatte langsam und deutlich gesprochen. Er hatte sich dazu gezwungen, seine Stimme energisch klingen zu lassen.

Der Mann reagierte nicht.

„Legen Sie die Pistole weg“, sagte Wallander. „Bleiben Sie, oder hauen Sie ab. Aber lassen Sie die Pistole da.“

Immer noch keine Reaktion.

Wallander begann sich zu fragen, ob der Mann stumm war. Oder war er so benebelt, daß er nicht begriff, was Wallander sagte?

„In meiner Innentasche steckt mein Ausweis“, fuhr Wallander fort. „Da können Sie sehen, daß ich Polizist bin. Ich bin unbewaffnet. Aber das habe ich ja schon gesagt.“

Da kam endlich eine Reaktion. Aus dem Nichts. Ein Geräusch das wie ein Klicken klang. Wallander dachte, daß der Mann mit den Lippen geschmalzt hatte. Oder mit der Zunge gegen den Gaumen geklickt hatte.

Das war alles. Er stand immer noch reglos da.

Es verging vielleicht eine Minute.

Dann hob der Mann plötzlich die eine Hand. Griff von oben an seine Mütze und zog sie sich vom Kopf.

Wallander starrte das Gesicht des Mannes an. Er blickte direkt in ein paar dunkle und müde Augen.

Hinterher sollte Wallander viel darüber nachgrübeln, was er eigentlich erwartete hatte. Wie hatte er sich das Gesicht hinter der Maske vorgestellt? Absolut sicher war er sich nur, daß er sich nie das Gesicht vorgestellt hatte, das er schließlich zu sehen bekam.

Es war ein Schwarzer, der vor ihm stand. Er war nicht braun, nicht kupferfarben, kein Mestize. Sondern wirklich schwarz.

Und er war jung. Kaum älter als zwanzig Jahre.

Mehrere Gedanken schossen Wallander gleichzeitig durch den Kopf. Der Mann hatte vermutlich nicht verstanden, was er auf Schwedisch gesagt hatte. Wallander wiederholte, was er gerade gesagt hatte, in seinem dürftigen Englisch, und jetzt konnte er sehen, daß der Mann verstand. Wallander sprach sehr langsam. Und er sagte es, wie es war. Daß er Polizist war. Daß es bald von Polizeiwagen um den Laden wimmeln würde. Daß es das beste wäre, wenn er aufgäbe.

Der Mann schüttelte fast unmerklich den Kopf. Wallander hatte den Eindruck, dass er unendlich müde war. Jetzt, wo er die Maske abgezogen hatte, konnte man es sehen.

Ich darf nicht vergessen, daß er brutal eine alte Frau getötet hat, sagte sich Wallander. Er hat mich niedergeschlagen und gefesselt. Er hat eine Pistole.

Was hatte er eigentlich darüber gelernt, wie man sich in einer Situation wie der gegenwärtigen verhalten mußte? Ruhe bewahren, keine plötzlichen Bewegungen oder provozierenden Bemerkungen machen. Ruhig sprechen. Einen stetigen Strom von Worten. Geduldig und freundlich sein. Versuchen, ein Gespräch in Gang zu bringen. Nicht die Beherrschung verlieren. Vor allen Dingen das nicht. Die Beherrschung zu verlieren hieße die Kontrolle zu verlieren.

Wallander dachte, daß es ein guter Anfang sein könnte, von sich selbst zu sprechen. Er erzählte also, wie er hieß. Daß er auf dem Weg nach Hause zu seiner Frau und seiner Tochter war, um Weihnachten zu feiern. Er merkte, daß der Mann jetzt zuhörte.

Wallander fragte ihn, ob er verstehe.

Der Mann nickte, aber er sagte immer noch nichts.

Wallander schaute auf die Uhr. Jetzt hatte Mona ganz sicher angerufen. Hemberg war vielleicht schon auf dem Weg.

Er entschloß sich, es genau so zu sagen. Der Mann hörte zu. Wallander hatte das Gefühl, daß er schon damit rechnete, die sich nähernden Sirenen zu hören. Wallander verstummte. Er versuchte zu lächeln.

„Wie heißen Sie?“ fragte er.

„Oliver.“

Die Stimme war unsicher. Ergeben, dachte Wallander. Er wartet nicht darauf, daß jemand kommt. Er wartet darauf, daß jemand ihm erklärt, was er getan hat.

„Wohnen Sie hier in Schweden?“

Oliver nickte.

„Sind Sie schwedischer Staatsangehöriger?“

„Nein.“

„Und woher kommen Sie?“

Er antwortete nicht. Wallander wartete. Er war sicher, daß die Antwort kommen würde. Er wollte möglichst viel erfahren, bevor Hemberg und die Streifenwagen eintrafen. Aber er durfte es nicht übereilen. Der Schritt dahin, daß dieser

Schwarze die Pistole aus dem Gürtel zog und ihn erschoss, brauchte nicht besonders groß zu sein.

Wallander merkte, daß der Schmerz im Hinterkopf sich verstärkt hatte. Aber er versuchte ihn zu ignorieren.

„Alle kommen von irgendwoher“, sagte er, „und Afrika ist groß. Ich habe etwas über Afrika gelesen, als ich in die Schule ging. Geographie war mein bestes Fach. Ich habe von den Wüsten und den Flüssen gelesen. Und den Trommeln. Wie sie in der Nacht dröhnen.“

Oliver hörte aufmerksam zu. Wallander bekam das Gefühl, daß er jetzt weniger auf der Hut war.

„Gambia“, sagte Wallander. „Dahin fahren viele Schweden in Urlaub. Auch einige meiner Kollegen. Kommen Sie daher?“

„Ich komme aus Südafrika.“

Die Antwort kam schnell und bestimmt. Fast hart.

Wallander war schlecht informiert darüber, was eigentlich in Südafrika vor sich ging. Er wußte nicht viel mehr, als daß das Apartheidssystem und seine Rassengesetze härter denn je angewendet wurden. Aber auch, daß der Widerstand gewachsen war. Er hatte in den Zeitungen von Bombenexplosionen in Johannesburg und Kapstadt gelesen.

Er wußte, daß eine Reihe von Südafrikanern in Schweden eine Zuflucht gefunden hatten. Vor allem solche, die sich offen am schwarzen Widerstand beteiligt hatten und die zu Hause riskierten, zum Tode verurteilt und gehängt zu werden. Im Kopf zog er ein schnelles Resümee. Ein junger Südafrikaner, der Oliver hieß, hatte Elma Hagman getötet. Soviel wußte er. Nicht mehr und nicht weniger. Niemand würde mir glauben, dachte Wallander. So etwas geschieht einfach nicht. Nicht in Schweden, und nicht am heiligen Abend.

„Sie fing an zu rufen“, sagte Oliver.

„Sie hat wohl Angst bekommen. Ein vermummter Mann, der in einen Laden kommt, ist erschreckend“, sagte Wallander. „Besonders, wenn er eine Pistole oder ein Eisenrohr in der Hand hat.“

„Sie hätte nicht rufen sollen“, sagte Oliver.

„Sie hätten sie nicht erschlagen sollen“, erwiderte Wallander. „Sie hätte Ihnen das Geld auch so gegeben.“

Oliver zog die Pistole aus dem Gürtel. Es ging so schnell, daß Wallander überhaupt nicht reagieren konnte. Wieder sah er die Pistole auf sich gerichtet.

„Sie hätte nicht rufen sollen“, wiederholte Oliver, und jetzt war seine Stimme vor Angst und Erregung unsicher. „Ich kann dich töten“, fuhr er fort.

„Ja“, sagte Wallander, „daß kannst du. Aber warum solltest du?“

„Sie hätte nicht rufen sollen.“

Wallander erkannte, daß er sich gründlich geirrt hatte. Der Südafrikaner war alles andere als kontrolliert und ruhig. Er befand sich an der Grenze eines Zusammenbruchs. Was es war, daß da zerbrach, wußte Wallander nicht. Aber jetzt begann er ernsthaft zu fürchten, was geschehen würde, wenn Hemberg käme.

Es könnte das reine Massaker werden.

Ich muß ihn entwaffnen, dachte Wallander. Das ist das Wichtigste. Ich muß ihn vor allen Dingen dazu bringen, die Pistole wieder in den Gürtel zu stecken. Dieser Mann ist absolut fähig, wild um sich zu schießen. Hemberg ist sicher schon unterwegs, und er ahnt nichts. Selbst wenn er befürchtet, daß etwas passiert ist, erwartet er nicht das hier. Genausowenig wie ich es erwartet habe. Es kann die reine Katastrophe werden.

„Wie lange sind Sie schon hier?“ fragte er.

„Drei Monate.“

„Länger nicht?“

„Ich komme aus Westdeutschland“, sagte Oliver. „Aus Frankfurt. Da konnte ich nicht bleiben.“

„Warum nicht?“

Oliver antwortete nicht. Wallander ahnte, daß es vielleicht nicht das erstemal war, daß Oliver sich eine Mütze über den Kopf gezogen und einen einsam gelegenen Laden überfallen hatte. Er konnte auf der Flucht vor der westdeutschen Polizei sein.

Und das wiederum bedeutete, daß er sich illegal in Schweden aufhielt.

„Was ist denn passiert?“ fragte Wallander. „Nicht in Frankfurt, sondern in Südafrika. Warum mußten Sie fliehen?“

Oliver machte einen Schritt auf Wallander zu. „Was wissen Sie von Südafrika?“

„Nicht viel. Eigentlich nur, daß die Schwarzen sehr schlecht behandelt werden.“

Wallander biss sich auf die Zunge. Durfte man „Schwarze“ sagen? War das diskriminierend?

„Mein Vater ist von der Polizei getötet worden. Sie haben ihn mit einem Hammer erschlagen und ihm seine eine Hand abgeschlagen. Sie ist irgendwo in einem Glas mit Alkohol. Vielleicht in Xanderten. Vielleicht irgendwo sonst in den weißen Vorstädten von Johannesburg, als Souvenir. Und das einzige, was er getan hat, war, dem ANC anzugehören. Das einzige, was er getan hat, war, mit seinen Arbeitskollegen zu reden. Über Widerstand und Freiheit.“

Wallander zweifelte nicht daran, daß Oliver die Wahrheit sagte. Seine Stimme war jetzt ruhig trotz der Dramatik der Situation. Es gab keinen Platz für Lügen.

„Die Polizei fing an, nach mir zu suchen“, fuhr Oliver fort. „Ich habe mich versteckt. Jede Nacht habe ich in einem anderen Bett geschlafen. Schließlich kam ich nach Namibia und von da nach Europa, bis Frankfurt. Und dann hierhin. Aber ich bin immer noch auf der Flucht. Eigentlich gibt es mich gar nicht.“

Oliver verstummte.

Wallander horchte, ob er schon Autos näherkommen hörte. „Sie brauchten Geld“, sagte er. „Sie haben diesen Laden hier gefunden. Die Frau hat um Hilfe gerufen, und Sie haben sie erschlagen.“

„Sie haben meinen Vater mit einem Hammer ermordet. Und seine eine Hand steckt in einem Glas mit Alkohol.“

Er ist verwirrt, dachte Wallander. Hilflos und außer sich. Er weiß nicht, was er tut.

„Ich bin Polizist“, sagte Wallander, „aber ich habe nie jemandem mit einem Hammer auf den Kopf geschlagen, wie Sie mich geschlagen haben.“

„Ich wußte nicht, daß Sie Polizist sind.“

„Im Moment ist das Ihr Glück. Man hat angefangen, nach mir zu suchen. Meine Kollegen wissen, daß ich hier bin. Zusammen müssen wir jetzt die Situation klären.“

Oliver schüttelte die Pistole. „Wenn jemand versucht, mich festzunehmen, schieße ich.“

„Davon wird nichts besser.“

„Es kann auch nicht schlimmer werden.“

Plötzlich hatte Wallander eine Idee, wie er das verkrampfte Gespräch fortführen konnte. „Was glauben Sie, würde Ihr Vater zu dem sagen, was Sie getan haben?“

Es ging wie ein Zittern durch Olivers Körper. Wallander verstand, daß der junge Mann diesen Gedanken noch nicht gedacht hatte. Oder vielleicht hatte er ihn viel zu oft gedacht.

„Ich verspreche Ihnen, daß Sie nicht geschlagen werden“, sagte Wallander. „Das garantiere ich Ihnen. Aber Sie haben das schwerste Verbrechen begangen, das es gibt. Sie haben einen Menschen getötet. Das einzige, was Sie jetzt tun können, ist aufzugeben.“

Oliver kam nicht dazu zu antworten. Das Geräusch sich nähernder Autos wurde jetzt ganz deutlich. Bremsen quietschten. Autotüren wurden geöffnet und wieder zugeschlagen. Verdammt, dachte Wallander. Ich hätte mehr Zeit gebraucht.

Er streckte langsam die Hand aus.

„Geben Sie mir die Pistole“, sagte er. „Nichts wird passieren. Niemand wird Sie schlagen.“

Es klopfte an der Tür. Wallander hörte Hembergs Stimme. Oliver blickte verwirrt zwischen Wallander und der Tür hin und her.

„Die Pistole“, sagte Wallander, „geben Sie sie mir.“

Hemberg rief und fragte, ob Wallander da sei.

„Warte“, rief Wallander zurück. Dann wiederholte er es auf Englisch.

„Ist alles in Ordnung?“ Hembergs Stimme klang besorgt.

Nichts ist in Ordnung, dachte Wallander. Das hier ist ein Alptraum.

„Ja“, rief er. „Warte. Tu nichts.“

Auch diesmal wiederholte er seine Worte auf Englisch.

„Geben Sie mir die Pistole. Geben Sie mir jetzt die Pistole!“

Oliver richtete sie plötzlich an die Decke und schoß. Der Knall war ohrenbetäubend.

Dann richtete er die Waffe auf die Tür. Wallander schrie Hemberg eine Warnung zu. Er solle sich von der Tür entfernen. Und warf sich im gleichen Augenblick auf Oliver. Beide fielen um, rollten über den Fußboden und rissen einen Zeitungsständer um. Wallanders Denken war einzig darauf gerichtet, die Waffe zu fassen zu bekommen. Oliver zerkratzte ihm das Gesicht und brüllte Worte in einer Sprache, die Wallander nicht verstand. Als Wallander fühlte, daß Oliver im Begriff war, ihm ein Ohr abzureißen, wurde er rasend. Er bekam eine Hand frei und versuchte, Oliver die geballte Faust ins Gesicht zu schlagen. Die Pistole war zur Seite geglitten und lag zwischen den herabgefallenen Zeitungen. Wallander wollte danach greifen, als Oliver ihn mit einem Tritt direkt in den Bauch traf. Wallander blieb die Luft weg. Gleichzeitig sah er, wie Oliver sich auf die Waffe warf. Er konnte nichts machen. Der Tritt hatte ihn gelähmt. Oliver saß auf dem Fußboden zwischen den Zeitungen und richtete die Waffe auf ihn.

Zum zweiten Mal an diesem Abend schloss Wallander vor dem Unausweichlichen die Augen. Jetzt war es zu Ende. Er konnte nichts mehr tun. Draußen waren weitere Sirenen zu hören, die sich näherten, und aufgeregte Stimmen, die schrien, was eigentlich los sei.

Nichts, außer daß ich sterbe, dachte Wallander. Sonst nichts.

Der Schuß war ohrenbetäubend. Wallander prallte zurück. Ihm blieb wieder die Luft weg. Er rang nach Atem.

Dann wurde ihm klar, daß er nicht getroffen worden war. Er machte die Augen auf.

Vor ihm, ausgestreckt auf dem Fußboden, lag Oliver.

Er hatte sich in den Kopf geschossen. Neben ihm lag die Waffe.

Verdammt, dachte Wallander. Warum hat er das getan?



Im selben Augenblick wurde die Tür eingetreten. Wallander erkannte Hemberg. Dann sah er auf seine Hände. Sie zitterten. Er zitterte am ganzen Körper.

Wallander hatte eine Tasse Kaffee bekommen und war verbunden worden. Er hatte Hemberg eine kurze Darstellung des Geschehens gegeben.

„Wenn ich das geahnt hätte“, sagte Hemberg anschließend. „Und ich habe dich noch gebeten, auf dem Heimweg hier anzuhalten.“

„Wie hättest du es ahnen können? Wie hätte sich überhaupt jemand so etwas vorstellen können?“

Hemberg schien über Wallanders Worte nachzudenken.

„Eine neue Entwicklung“, sagte er schließlich. „Die Unruhe dringt über unsere Grenzen herein.“

„Wir schaffen sie genausosehr selbst“, entgegnete Wallander. „Auch wenn gerade Oliver hier ein unglücklicher und friedloser junger Mann aus Südafrika war.“

Hemberg fuhr zusammen, als habe Wallander etwas Unpassendes gesagt. „Unglücklich und friedlos“, wiederholte er dann. „Es gefällt mir nicht, daß ausländische Kriminelle unser Land überschwemmen.“

„Das stimmt ja so auch nicht“, erwiderte Wallander. Dann wurde es still. Weder Hemberg noch Wallander waren in der Lage, das Gespräch fortzusetzen. Sie wußten beide, daß sie sich nicht einigen würden.

Auch hier gibt es einen Riß, dachte Wallander. Eben saß ich noch in einem Riß eingeklemmt und jetzt stecke ich mitten in einem anderen fest, der zwischen mir und Hemberg aufbricht.

„Warum ist er eigentlich hier im Laden geblieben?“ fragte Hemberg.

„Wohin hätte er denn gehen sollen?“

Keiner von beiden hatte etwas hinzuzufügen.

„Deine Frau hatte angerufen“, sagte Hemberg nach einer Weile. „Sie wollte wissen, warum du nicht nach Hause kämst. Du hattest offenbar angerufen und ihr gesagt, du wärst unterwegs.“

Wallander dachte an das Telefongespräch zurück. Den kurzen Streit. Aber er fühlte nichts als Erschöpfung und Leere. Er vertrieb diese Gedanken.

„Du solltest besser zu Hause anrufen“, sagte Hemberg vorsichtig.

Wallander sah ihn an. „Und was soll ich sagen?“

„Daß du aufgehalten wurdest. Aber wenn ich du wäre, würde ich nicht im Detail erzählen, was passiert ist. Damit würde ich warten, bis ich zu Hause bin.“

„Bist du nicht unverheiratet?“

Hemberg lächelte. „Ich kann mir doch trotzdem vorstellen, wie es ist, wenn man jemanden hat, der zu Hause auf einen wartet.“

Wallander nickte. Dann erhob er sich schwerfällig vom Stuhl. Sein ganzer Körper schmerzte. Die Übelkeit kam und ging in Wellen.

Er bahnte sich einen Weg zwischen Sjunnesson und den Kollegen von der Spurensicherung hindurch, die bereits an der Arbeit waren.

Als er nach draußen kam, blieb er ganz still stehen und sog die kalte Luft tief in seine Lungen. Dann ging er weiter zu einem der Streifenwagen. Er setzte sich auf den Vordersitz, sah auf das Funkgerät und dann auf seine Armbanduhr.

Zehn Minuten nach acht.

Heiligabend 1975.

Durch die nasse Frontscheibe entdeckte er eine Telefonzelle neben der Tankstelle. Er stieg aus und ging hinüber. Wahrscheinlich war sie kaputt, aber er wollte wenigstens einen Versuch machen.

Ein Mann mit einem Hund an der Leine stand im Regen und beobachtete die Streifenwagen und den erleuchteten Laden. „Was ist denn passiert?“ fragte er. Stirnrunzelnd betrachtete er Wallanders zerkratztes Gesicht.

„Nichts“, sagte Wallander. „Ein Unglück.“

Der Mann mit dem Hund begriff, daß Wallander weiter nichts sagen konnte, und stellte keine weiteren Fragen.

„Frohe Weihnachten“, sagte er nur.

„Danke gleichfalls“, erwiderte Wallander.

Dann rief er Mona an.  
Der Regen nahm wieder zu.  
Gleichzeitig setzte der Wind ein.  
Ein böiger Wind aus Norden.

© Copyright 2001 Paul Zsolnay Verlag Wien